

(Nachdruck verboten.)

12]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

8. Kapitel.

Es war jetzt eine Krankheit im Schormayerhause, an der alle leiden mußten; und sie waren still und mißmutig und so feindselig, daß auch die gleichgültigsten Worte wie Grobheiten klangen und wie Beleidigungen vom andern gespürt wurden. Wenn sie beim Essen zusammen saßen, merkte jedes das Unbehagen des andern und stärkte daran sein eigenes, und die Löffel klapperten lauter, und die Gabeln stachen spitziger wie ehedem. Ueber Mittag wurde selten etwas geredet, und der Knecht, der Hansgirgl, der erst ein paar Tage nach dem Streite aus dem Krankenhause zurückgekommen war, wußte sich zuerst in der schweigsamen Gesellschaft nicht zurechtzufinden und rumpelte bei jedem mit seinen unbefangenen Fragen an, bis er merkte, daß hier keine Unterhaltung aufkommen konnte. Die Ursula stellte die Schüsseln unfreundlich und hart auf den Tisch, der Lenz schlang sein Essen so schnell hinein, daß man sah, wie gerne er wieder hinaus wollte, und der alte Schormayer schnitt ein grimmes Gesicht und führte den Löffel so widerwillig zum Maul, als hätte er bittere Arzneien zum einnehmen.

Kein Mannsbild hätte sich als Ursache und Gegenstand so vielen Hasses im Gleichgewicht gehalten, aber Benzi war, wie manche ihres Geschlechtes, mit einer gewissen Lust am Kleinkriege begabt und fand in der unbehaglichsten Stimmung immer noch stille Freude an der verhaltenen Wut ihrer Feindin Ursula. Sie erzählte auch gerne und unbefangen von den Erlebnissen im Stalle, daß die Scheck stiere und die Brittlbacherin in der Milch nachlasse und die Hoferin gewiß und wahr aufgenommen habe. Wie ihre Stimme aber niemals ein Echo weckte, gab sie das Reden allgemach auf und begnügte sich, schmakend und kauend durch einen vortrefflichen Appetit stilles Aergernis zu erregen.

„Woachst du, was de hamm?“ fragte sie einmal der Hansgirgl.

„Was soll'n denn de hamm?“

„No, dös siecht do a Blinda, daß f' wia Hund und Raß leb'n. Da is do eppas fürkemmal!“

„No scho sei; mi bekümmert dös gar nix. Auf Niachtmeh geh'n i a so.“

„So? Du gehst? Warum nacha?“

„Weil i halt an andern Deanst möcht; allawei dös nemlinge is it schö.“

„Ahal Freili, a bissel an Abwechslung mag a niada Mensch.“

Der Hansgirgl war hell genug, daß er die Kündigung der Benzi mit allem andern, was er sah, in Zusammenhang brachte; und ein paar Tage später erlebte er in der Küche einen Streit, der ihm ein Licht aufsteckte.

Wie er frühmorgens seine Kaffeesuppe trank, kam auch die Benzi herein, und die Ursula schob ihr den Safen hin, wie man keinem Hund das Fressen vorsetzt. Nach dem ersten Löffel spuckte die Benzi heftig aus.

„Da is ja a Petroleum drin!“

„Na is halt oans drin,“ sagte die Ursula.

„Allsammete is do it guat gnua für an Deanstbot'n; und bal i mei Arbet richti mach', derf i aa a richtig's Ess'n-valanga.“

„Für so a Mensch thuat 's leicht was.“

„So? Thuat 's leicht was? Dös will i seh'n, ob i dös lauf'n muach! Da probier 's amal, Hansgirgl, ob da koa Petroleum it drin is!“

„Wein' Kaffee seit nix,“ sagte der Knecht gleichmütig.

„Probier 's grad amal! Dös is ja ausgemacht, daß mi oan so was gibt!“

„Dös i mei Sach it.“

„Aba i woach scho, was i thua,“ schrie Benzi und eilte mit ihrem Safen zur Türe hin.

Ursula vertrat ihr den Weg.

„Was willst du thoo? Wo mögcht du hi?“

„Zu'n Bauern geh'n i eini, und der muach amal seh'n, wia du mit die Deanstbot'n umgehst!“

Ursula riß ihr den Safen aus der Hand und schüttete den Inhalt auf den Boden.

„So, jeh geh eini zu dein' liab'n Bauern und zoag eahm dein' Kaffee!“

Benzi riß die Türe auf und wollte hinaus, aber da trat der Lenz ein.

„Was geit 's da?“

„Dera Loas da waar da Kaffee it guat gnua, und zum Batern möcht f.“

„Und i laß ma 's it g'fall'n! Da müast ja oans krank wern aa no in dem Haus!“

„Dul Sei it so frech!“ sagte der Lenz drohend.

„Da waar mi frech, bal mi si net bagist'n laßt! Laß mi aufsi! I geh' zu'n Bauern.“

Lenz nahm Benzi beim Arm und führte sie zu der hinteren Türe, die ins Freie ging.

„Da gehst aufsi, und zu'n Batern kimmst du it! Und drach mir da it lang auf, sinst hast d' as mit mir z' thoo!“

Er gab ihr einen leichten Schub und schloß hinter ihr zu.

„Was is dös g'wen mit iheran Kaffee?“ fragte er die Schwester.

„A Petroleum hat sie aufag'ichmedt. Vielleicht is oans drin gwen. Was woach i!“

„Dös sell sollst d' bleib'n lass'n. Dös hat jekt koan Wert gar it.“

„Bal f' 'n it mag, brauchst f' 'n ja it saufa!“

„Daß 's guat sei und red' nix mehr über dös und gib ihr dös richtig Ess'n, so lang f' da is.“

Er gab ihr mit den Augen einen Wint und ging hinaus. Hansgirgl hatte sich aus diesem Auftritte einiges entnommen und kannte sich beiläufig schon recht gut aus.

Er trank seine Kaffeesuppe ruhig und bedachtig; und wie er fertig war, schleckte er den Löffel sauber ab.

Ursula hielt ihn noch auf.

„Du, Hansgirgl, hörst du gar nix, daß de sell recht schimpft über mi?“

„De Benzi?“

„Ja.“

„Da hon i no gar nia nix g'hört.“

„Geh weita, du sagst as g'rad it.“

„Na, i müast läug'n; sie hat si no gar nia auslass'n gegen meiner.“

„Bal sie 's aba thuat, na glaabst ihr nix! Dös is a ganz a schlecht's Weibsbild.“

„I gib ihr scho koan Audienz, bal si amal mit so was kam, und überhaupt: was mi nix o'geht, um dös sell bekümmert' i mei ganz weni.“

„Mi sagt g'rad, woachst d', daß d' di auskennst.“

„Is scho recht nacha. Guad Morg'n!“

Draußen pfiß Hansgirgl leise durch die Zähne.

„Ahal! Da hat 's was! „Zu dein' liab'n Bauern“, hat de ander g'sagt. Schau! Schau!“

Der Schormayer hatte das Streiten wohl vernommen, aber er wunderte sich nicht darüber. Das war klar und ausgemacht, daß die Weibsbilder miteinander hakeln mußten; und wenn es nicht gar zu dick kam, wollte er sich nicht einmischen. Sonst brannte das Feuer erst lichterloh. Pfüt di Good!

Und das war auch gewiß, daß er die Ursula so bald als möglich ausheiraten mußte; denn sie würde keinen Frieden geben, und wenn die Benzi schon lange aus dem Hause wäre.

Das tröpfelt immer noch; das hört nicht auf.

Er tauchte den Kamm ins Wasser und strich damit die Haare nach vorne.

Wurden auch schon dünn, sackerisch dünn, und der graue Esel schaute überall heraus.

Vierundfünfzig Jahre.

In der Stadt heißen sie es das beste Alter, aber heraußen denken sie anders.

Wird bald Feierabend sein, Bauer; und eine Zeit kommt, die nicht schön ist.

Zum Austrag sitzen, jeden Broden vorgezählt kriegen und

überall im Weg und zu nichts mehr nutz sein. Kann sich einer ja ausrechnen, wie der Herr Sohn sich aufspielt, wenn er erst einmal am Regiment ist, und hat sich vorher nicht halten können. Die Geschichte mit dem Lenz wurmt ihn, und er wurde nicht fertig damit.

Daß die Kinder mit dem Alter nicht an Bärtlichkeit zunehmen, weiß man freilich, und es muß auch nicht jedes Wort sein, aber den Vater kochengrob in die Ecke schieben und ihm mit einer Anzeige drohen, den Streit aus dem Haus hinaustragen, — das selbige war ein wenig viel getan.

Daß es den Lenz hinterher vielleicht gereut hatte, machte nichts anders, und wenn er den Hof einmal in Händen hielt, würde er dem Vater am Ende den Streit heimzahlen. Er traute ihm nicht mehr, und er wollte sich gut vorsehen. Am Ende war es wirklich das beste, wenn er sich mit einem guten Austrag nach Dachau verzog?

Ein Gäusel mieten oder kaufen und allein sein mit einer richtigen Person, die ihm aufwarten konnte. Der Blank Andra von Happach hatte es so gemacht und hodte dort noch heute zufrieden und guter Dinge. Unterhaltung konnte man genug finden; aufs Gericht gehen und den Verhandlungen zusehen, auch fleißig Messen und Rosenkränze auffuchen, seinen Diskurs haben mit allen möglichen Leuten; und wenn man ins Wirtshaus wollte, hatte man die Auswahl.

Was erwartete ihn denn daheim in Kollbach? An jedem Fasttag ein Schimpfen über den unverschämten Austrag und Zammern, daß es der Sohn nicht erschwingen könne.

Jedesmal der Versuch, was abzuwaschen oder Schlechtes für Gutes herzugeben, und die selbigen Kunststücke, mit denen man die unlieblichen Fresser in stille Wut bringt, daß sich ihre Tage verkürzen. Nur nicht angewiesen sein auf den guten Willen der Kinder! War eine Frau im Hause, hernach hezte sie beim Schlafengehen und Aufstehen, mußte alle Tage was Neues zu finden und den jungen Bauern wegen seiner dummen Gutmütigkeit zu schelten. Und gab acht, daß verwässerte Milch und abgestandene Eier und immer das Schlechteste als Deputat hergegeben wurden. Streitest dann, ist der Teufel erst recht los, und du hast vielleicht den glücklichen Umstand, mit deiner Prozeßpartei Thür an Thür zu leben und einen heimlichen Krieg mit der Schwiegerin zu führen, der hundert Bosheiten einfallen, bis du selber auf eine einzige kommst.

Na — na, Lenz! Das wird sich der Schormayer noch genau überlegen, ob er sich dir mit Haut und Haar ausliefert. Jetzt schon gar!

Hast ja ein scharfes Maulwerk zum Erbstück bekommen und kannst großmächtig aufdragen, wie man 's gesehen hat. Ein Kof, das leicht ausschlagt, das muß ein schweres Krummet tragen und kurz eingespant werden.

„Göh, was is?“

Die Benzi stand draußen und klopfte ans Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Blinde.

von
Pierre Mille.

Stramm aufgerichtet, den Kopf leicht zurückgeworfen und sich mit der Hand auf den Arm eines Soldaten vom fünfundsiebzigsten Regiment stützend, schritt der Mann einher.

Vor ihnen lagen die hohen, mit achtsüdigen Häusern besetzten Hügel der Rhone und Saone; sie sind von freundlichen Gärten umgeben, zu denen Treppen hinaufführen, während die Abgründe durch leichte Brücken überspannt sind. Sie alle überragt und beherrscht die Kirche von Fourbières; ein ziemlich neues und geschmackloses Gebäude, das an jene Art von Talmiburgen erinnert, wie sie die Engländer auf den Felsenklippen über dem Strande der Rodebäder zu errichten pflegen. Es war an jenem Tage sehr kalt, hell leuchtete die Sonne, die Luft war durchsichtig klar. Alles hatte ein heiter, festtägliches Aussehen.

„Lyon ist schön!“ begann der kleine Soldat im Plauderton.

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Mann. „Ich bin aus Romans.“

„Ist es wirklich wahr, daß Sie jetzt nichts, gar, gar nichts mehr sehen? Sind Sie nie früher hier gewesen? Sind Sie wirklich vollständig blind?“

Und wie fast alle Landbewohner und auch viele Arbeiter das gern tun, so wiederholte er seine Frage, um sie noch eindringlicher zu machen:

„Sehen Sie wirklich nichts? Nicht die Häuser dort, die Schiffe da unten und die Pferde? Sehen Sie von all dem nichts?“

„Nein,“ sagte der Mann kurz.

Der Soldat wurde ganz traurig. Er fühlte sich von jenem mit ein wenig Verlegenheit gemischtem Mitleid erfüllt, das man für Menschen empfindet, denen man nicht zu helfen vermag und deren ganzes Unglück man kaum begreift, da es unmöglich ist, sich ganz in ihre Lage zu versetzen. So schritten sie jetzt lange Zeit, ohne miteinander zu sprechen, des Wegs einher.

„Wir sind am Ziele, hier ist das Hospital,“ sagte endlich der Soldat.

Und er atmete sichtlich erleichtert tief auf.

Als der Soldat stille stand, hemmte auch der andere seine Schritte. Der Soldat wandte sich dann gleich an den Pfortner. Das Schweigen seines Gefährten hatte schwer auf ihm gelastet.

„Hier ist er,“ erklärte der Soldat dem Pfortner. „Der Mann ist ganz allein mit der Eisenbahn angekommen. Das heißt, bis Baise hat man ihn eskortiert, dort jedoch sind seine Begleiter zurückgeblieben, ich weiß nicht aus welchem Grunde. Als man Lyon gerufen hat, ist er ausgestiegen, aber er ist dann, ohne sich nur zu rühren, vor dem Waggon stehen geblieben.“

„Das einzige, was er sagte, war: Ich habe einen Aufnahmeschein für das Militärhospital.“

„Sie sind blind. Man wird Sie also führen. Da ich mich gerade auf dem Perron befand, hat der Adjutant mich herangewinkt und mich beauftragt, den Mann hierhin zu führen.“

„Es ist gut,“ sagte der Pfortner.

Der Mann war völlig gleichmütig, stumm und unbeweglich auf dem Platze stehen geblieben, wo sein Führer ihn gelassen hatte.

„Ihr Reisepaß?“ Der Brief des Militärarztes?“ Er gehorchte und zog die Papiere aus seiner Tasche.

„Also Sie heißen Dieutegard! Das ist ja ein ganz eigentümlicher, drolliger Name.“

Keine Antwort. Der Pfortner fuhr fort:

„Sie sind ja wohl blind, aber doch nicht stumm! Es kann Ihnen Augen doch nicht wehe tun, wenn Sie den Mund aufmachen wollten!“

Dann ließ er den Mann durch einen herbeigerufenen Krankenwärter auf die erste Etage bringen. Das Volk hegt ein unendliches Mitleid mit den Blinden, und das war wohl auch der Grund, weshalb dieser Krankenwärter überaus zart und sorgsam mit seinem Pflegebefohlenen umging.

„... Dieutegard vom achtundsiebzigsten Regiment,“ sagte der Militärarzt. „Ich weiß, um was es sich handelt! Mein Kollege in Romans hat mir darüber Mitteilung gemacht. Dieser Mann ist ein Anarchist und ein Simulant. Bringt mir den Augenspiegel.“

Der Militärarzt war ein noch ziemlich junger Mann, dessen Gesicht einen ungewöhnlich intelligenten Ausdruck trug, der auf eine starke Willenskraft und Logik der Gedanken schließen ließ.

Er liebte seinen Beruf, der ihm stets neu und interessant erschien.

„Sie haben einem anarchistischen Klub angehört,“ sagte er.

„Schon einige Tage vor der Ziehung sind Sie nicht in der Spinnerei von Muguabos, in der Sie beschäftigt waren, zur Arbeit erschienen, und zwar unter dem Vorwande, plötzlich, ganz plötzlich erblindet zu sein. Blind geworden — von heute auf morgen? Ich muß gestehen, daß mir das höchst unwahrscheinlich vorkommt! In Romans hatte man keinen Augenspiegel. Das ist der Grund, weshalb der dortige Militärarzt Sie hierhin schickt. Sie sind Anarchist, Sie wollen nicht dienen — und simulieren nun eine plötzliche Erblindung. Wenigstens hat man sie im Verdachte, daß dies der Fall sei. Aber wir werden der Sache gleich auf den Grund gehen.“

Er sprach mit völlig unpersönlicher, leidenschaftsloser Festigkeit. War es nicht das gute Recht dieses Mannes zu lügen? Es handelte sich nur darum, ihn selbst davon zu überzeugen, daß er log. Dies zu tun, war die Pflicht Doktor Rogers.

„Wenn Sie,“ so fuhr er fort, „wenigstens eine nur teilweise Erblindung Ihres Sehvermögens vorgegeben hätten, das ließe sich verstehen. Aber so etwas! ... Nun erzählen Sie mir mal, wie das denn so plötzlich gekommen ist?“

„Ich war mit Freunden auf der Straße von Saint Etienne,“ antwortete Dieutegard langsam und seine Worte wie eine auswendiggelernte Sache herlegend. „Die Sonne brannte sehr stark. Da war mir plötzlich, als ob mich ein Blitzstrahl getroffen hätte und als ob mein Augenlicht jäh verlöscht sei. Ich bin auf einen Steinhäufen gefallen und habe meinem Kameraden gesagt: Ich kann nicht mehr sehen.“

Roger ließ ihn sprechen, ohne Notiz von ihm zu nehmen, er schied ganz davon in Anspruch genommen zu sein, den Augenspiegel aufzustellen. Dann aber wandte er sich plötzlich jäh um und streckte den gabelförmig gekrümmten Mittel- und Zeigefinger ganz unerwartet dem Manne ins Gesicht, ganz dicht vor die Augen, kaum ein Zentimeter vor die weitgeöffneten Augendekel. Es ist dies ein sehr altes, aber viel bewährtes Mittel, simulierte Blindheit zu entlarven.

Über der Mann zuckte nicht einmal mit den Wimpern.

„Teufel auch,“ sagte der Arzt, „Sie sind stark. ... Verdunkeln Sie das Zimmer vollständig,“ gebot er dann einem Krankenwärter.

Der Krankenwärter schloß die Türen und die Fensterladen und zog außerdem noch dicke grüne Vorhänge über die Fenster. Es herrschte nun eine künstliche, traurige Nacht in dem Zimmer. Der Augenspiegel wurde erhellt und nun schleuderte der Arzt plötzlich einen blendenden Lichtstrahl auf die beiden Pupillen. Diese Strah-

len sind von außerordentlicher Intensität: wer es je versucht, stramm in die Laterne einer Lokomotive oder eines Automobils zu blicken, kann sich einen ungefähren Begriff davon machen. Dieutegard aber blinzelte nicht einmal mit den Lidern.

„Gut gemacht,“ sagte Doktor Roger in neckischem Tone. „Sie haben sich lange darauf eingeübt, nicht wahr? Nur, daß man doch nicht gleich immer an alles denkt. Ihre Pupillen reagieren gegen das Licht. Wenn ein Mensch einige Sekunden in absoluter Dunkelheit verweilt hat und dann plötzlich ein blendendes Licht seine Augen trifft, dann ziehen sich seine Pupillen zusammen.“ Man kann dies ebenjowenig verhindern, wie man einer Mimosse verbieten könnte, bei einer rauhen Berührung die Blätter zusammenzuziehen. Die Natur will es so. Dies war der Grund, weshalb der Arzt triumphierte.

„Ihre Augen sind vollständig intakt, auch nicht der Schatten einer Verletzung ist daran sichtbar. Sie sind durchaus diensttauglich, mein Freund.“

„Ich kann wirklich nicht dafür, daß es Krankheiten gibt, die die Nerven nicht zu erkennen vermögen,“ antwortete Dieutegard mit vollkommenstem Gleichmute. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht sehen kann.“

„Das ist ungefähr ebenso, als wenn Sie mir erzählen wälten, daß Sie keine Beine haben. Ich sehe, daß Sie nicht blind sind. . . . Genug!“

Nachdem der Soldat Dieutegard dienstfähig erklärt und endgültig eingestellt worden war, diktierte man ihm zuerst dreißig Tage Arrest zu, weil er, um sich seiner Militärpflicht zu entziehen, ein Leiden simuliert hatte. Dreißig Tage und dreißig lange Nächte verbrachte er in einer zwei Meter breiten und vier Meter langen Zelle, in der sich kein anderes Möbel befand, als eine an der Wand befestigte hölzerne Britsche. Luft kam herein — aber kein Licht, und selbst am hellen Mittag herrschte tiefe Dämmerung darin. Seine Mahlzeiten, und was für Mahlzeiten, in dem Duster eines militärischen Gefängnisses einnehmen zu müssen, wenn man Augen zu sehen hat, gehört zu den unerträglichsten Leiden, über die die Gefangenen klagen. Dieutegard verlor allen Appetit. Aber das war kein genügender Beweis dafür, daß er wirklich ein Simulant sei. Das ließ sich durch den Mangel an aller Bewegung erklären, vielleicht auch durch den Widerwillen vor der ihm gereichten Nahrung. Um den Gefangenen etwas frische Luft zutommen zu lassen, ist es Sitte, sie zu gewissen, sehr harten Arbeiten heranzuziehen. Sie müssen Steine schleppen, Lasten tragen. Der Sträfling verhartete in seinem Verhalten: er konnte nichts sehen, sagte er, und deshalb sei es ihm unmöglich zu arbeiten. Die Unteroffiziere und die Aufseher, deren Obhut er vertraut, gingen unerwartet ganz dicht auf ihn zu und suchten ihn auf allerlei Art jäh zu erschrecken. Aber er zuckte mit keiner Wimper, ließ sie gewähren, ohne im geringsten davon berührt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Eisenerz.

Von Dr. Colin Ross.

Auf dem Kai vor dem Hüttenwerk liegen in langer Reihe die Greiferkrane hintereinander. Wie stinke Hunde eilen die Greiferhübel auf ihnen entlang, schießen an ihren Stellen hinab und verschwinden im weiten Bauche der Schiffe, der Frachtkähne und Leichter tief unten im Hafen. Hier teilen sie sich, wie die Finger einer sich öffnenden Hand fassen sie in die steinige oder erdige Masse, schöpfen eine tüchtige Portion, schließen sich und eilen — so rasch wie sie gekommen — wieder hinauf und zurück. Ueber dem Lagerplatz öffnen sie die festgeschlossene Faust und lassen polternd ihre Beute herunterstürzen. So häufen sich vor der Hütte kegelförmige Hügel; ein Ball lagert sich ihr vor, ein gipfelreiches Gebirge. Steinige, felsige, graue und schwarze Berge sind es, und rote und braune, erdige Hügel.

Dies alles ist Erz, Eisenerz. Da, die großen, steinigen Blöcke, die so ungesüßig und hart sind, daß sie der Greifer nicht fassen kann, bestehen aus Magnetisstein. Sie stammen aus Schweden und geben ein gar vorzügliches Eisen. Daneben liegt schwarzer Eisenglanz, der von dem hellen Metallglanz seinen Namen hat. Und unter den schwarzen Stücken liegen angelaufene, die herrlich in allen Farben schimmern und irrisieren, daß man meint, ein Stückchen von einem materialisierten Regenbogen in der Hand zu halten. Weiterhin liegt mulmiger Brauneisenstein und Roteisenerz, dessen Pulver alles hochrot färbt.

Dies ist das Futter für die Hochofen, die hinter dem Lagerplatz gleich vorstintflulichen Ungeheuern zum Himmel ragen. Und sie sind gar gefräßig und — wählerisch. Das bunte, reichhaltige Erzlager bildet ihre Vorratskammer, und der Ingenieur muß ihnen daraus täglich sorgfältig ihr Menü zusammenstellen.

Im Grunde sind ja alle diese Erze, die so bunt aussehen, gar nicht so verschieden. Sie enthalten alle mehr oder weniger Eisen und Sauerstoff. Letzteren muß man ihnen nehmen, um das Eisen zu erhalten. Dies besorgt der Kohlenstoff der Kohle, mit dem das Erz in den glühenden Schlund der Hochofen gestürzt wird. Aber

daneben enthalten viele Erze noch weitere Bestandteile: Wasserstoff, Mangan, Phosphor und andere. Und selbst wenn diese Nebenbestandteile bloß in noch so kleinen Mengen vorkommen, so müssen sie doch berücksichtigt werden, will man eine gute Qualität Eisen erhalten. So werden fünf, zehn und mehr Erzarten „gattiert“, wie der Fachausdruck lautet, und die Erz Mischung je nach den Eigenschaften des Eisens berechnet, die man erzielen wil.

Erz und Kohle, diese beiden bilden die unumgänglich nötigen Bestandteile für jede Eisenindustrie und damit für die Industrie eines Landes überhaupt. Wirtschaftliche und politische Macht gehen in unseren Tagen Hand in Hand. Und es ist kein Zufall, daß die mächtigsten Staaten, England, die Vereinigten Staaten und Deutschland, auch die leistungsfähigsten und am höchsten entwickelten Eisenindustrien haben. Englands Macht beruht wesentlich auf seiner Industrie, wie die Stellung der Vereinigten Staaten auf ihrem Reichtum an Naturschätzen, und Deutschlands politischer und wirtschaftlicher Aufschwung gingen Hand in Hand.

Deutschlands Eisenindustrie ist heute die zweitgrößte der Welt; fast 15 Millionen Tonnen (zu je 1000 Kilogramm) Roheisen wurden im letzten Jahre von deutschen Hochofen erzeugt. Das ist ungeheuer viel, besonders wenn man bedenkt, daß die Gesamtroheisenerzeugung Deutschlands vor zehn Jahren nur 8^{1/2} Millionen Tonnen betrug und in den sechziger Jahren noch keine Million.

Bei dieser rapiden Steigerung ist die Frage wohl berechtigt, ob denn auch Deutschlands Vorräte an Rohmaterialien dieser kolossalen Beanspruchung auf die Dauer gewachsen seien. An Kohle ist keine Not, und die gewaltigen Steinlofenberge — vor allem des rheinisch-westfälischen Beckens — schützen uns noch auf lange Zeiten vor jedem Mangel. Anders steht es mit den Erzen. Zur Deckung seines Erzbedarfs muß Deutschland einen mit jedem Jahre wachsenden Prozentsatz aus dem Auslande einführen, der heute schon fast die Höhe von 10 Millionen Tonnen erreicht hat.

Dies hat seinen Grund darin, daß die alten deutschen Erzbergwerke, in deren Nähe man die Eisenhütten anlegte, zum großen Teil erschöpft sind oder sich ihrer Erschöpfung nähern, jedenfalls dem gegenwärtigen Bedarf der Hütten nicht im entferntesten genügen. Dies ist in Oberschlesien der Fall, wo die Erzförderung von Jahr zu Jahr zurückgeht. Ähnlich steht es in Rheinland-Westfalen. Begründet wurde die dortige Eisenindustrie auf die in den fünfziger Jahren dort gefundenen Eisensteine hin, allein die Eisengruben, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, waren bald erschöpft. Allerdings wurde die rheinisch-westfälische Eisenindustrie durch den Uebergang vom Holzkohlen- zum Koksbetrieb und die Ausbarmachung der riesigen Kohlenfelder auf eine andere Grundlage gestellt und basiert heute ausschließlich auf den Kohlenvorräten des Reviers. Die nötigen Erze müssen jedoch so gut wie ausschließlich aus anderen Bezirken beschafft werden. Von den zehn bis elf Millionen Tonnen Erzen, die das Ruhrrevier jährlich verhüttet, stammt nur wenig mehr als eine halbe Million aus eigenen Gruben.

Da muß nun in erster Linie das benachbarte Siegel, Loth- und Dill-Revier aushelfen. Dort befinden sich uralte hochberühmte deutsche Erzreviere, die jedoch heute längst nicht mehr die alte Bedeutung haben. Die leicht abzubauenen Felder sind erschöpft, und mit dem Tiefergehen der Teufen wachsen die Befehungskosten unverhältnismäßig.

So haben wir nur ein einziges Erzrevier in Deutschland, das noch Erze in gewaltigen Massen mit geringen Kosten fördert. Es ist dies das Minette-Revier in Lothringen und Luxemburg. Erst im Anfang der achtziger Jahre wurden die dortigen Erze durch die Erfindung des Thomasverfahrens verhüttbar, und sie legten auch bald den Grund zu einer Eisenindustrie, die heute in Deutschland der rheinisch-westfälischen wenig nachsteht.

Die lothringische „Minette“ bildet heute den weitaus größten Teil der in Deutschland geförderten Erze. Allerdings hat sie den großen Nachteil, daß sie sehr geringwertig ist, das heißt: nur einen sehr kleinen Prozentsatz Eisen enthält, höchstens 33 Prozent, meistens weniger. Und bei den hohen Frachtkosten kann sie nur in beschränktem Maße zur Versorgung der deutschen Hütten dienen.

Aus diesen Gründen wird Deutschland für seinen Erzbezug mehr und mehr vom Auslande abhängig. Fast aus allen Erzländern, so weit dies wirtschaftlich möglich, kommen Erze nach Deutschland. In erster Linie aus dem erzeichen Schweden, das in seinem nördlichsten Teile, nördlich des Polarkreises, in dem unwirtlichen Lappland bei Kiruna und Gellivara Eisenberge von gewaltiger Ausdehnung besitzt; dann aus Norwegen, aus Rußland, aus Simland, wie aus den Kaukasusländern, aus Belgien und Frankreich, aus Oesterreich-Ungarn und aus den Mittelmeerländern, aus Spanien, Algier, Tunis und Griechenland, selbst aus Kanada werden Erze nach Deutschland verfrachtet.

Mannigfach wie ihre Farbe und Form, ist auch die Gewinnungsart der Erze. Ein großer Teil wird im Tiefbau wie die Steinohle gewonnen. Und ein solches Erzbergwerk unterscheidet sich kaum von einem Kohlenbergwerk. Es hat dieselben Fördereinrichtungen; die gleichen riesigen Seiltrommeln drehen sich auf seinen Schachttürmen. Unter Tage sieht man die gleichen Stollen, die gleichen Förderwagen (Hunde) oder Lokomotiven. Und doch ist alles sauberer und reinlicher. Der feine Kohlenstaub fehlt, der in alle Poren dringt und im Reiche der Kohle die Luft oft so stichig und schwer macht. Statt der dunklen Kohlenflöße blitzen hier reiche Erzaderen und gleißeln und glimmern in dem spärlichen Lichte

der Grubenlampe, daß man sich in einer unterirdischen Schatzkammer wähnt.

Und in vielen anderen Formen findet sich das Eisen in und auf unserer Erdrinde. In vielen Orten, so auch in manchen Gegenden Norddeutschlands liegen die Eisensteine offen in den Feldern, so daß sie der Bauer aus der Ackerfurche lesen kann. Oder sie bilden unter einer dünnen Erdschicht eine so feste Masse, daß erst nach ihrer Entfernung der Boden bestellt werden kann.

In Finnland liegen die Erze auf dem Grunde der Seen, und man sichtet sie mit Netzen gleich Fischen. Meist fahren Mann und Frau zur Erzgewinnung auf einem Floß auf den See. Mit einem langgestielten Reicher schöpft der Mann die Erze tief vom Grund, während die Frau sie durch Waschen in einem Sieb von dem anhaftenden Tone befreit.

Am leichtesten und lohnendsten ist der Erzbergbau dort, wo die Erze in gewaltigen Bergen zutage treten. Solcher mächtigen Eisenberge gibt es mehrere in Europa, und sie bilden die sicherste Gewähr gegen das baldige Versiegen der europäischen Erzausbeute. Denn diese Gebirge, die schier aus purem Eisen bestehen, bieten noch für Generationen und Generationen genug des unentbehrlichen Metalls.

Im höchsten Norden liegen die lappländischen Eisenberge. Im Ural sind die großen Eisenerzlagerstätten von Nishnij-Tagilsk und am Wlagodat, kleinere befinden sich in Deutschland bei Weime und in Lothringen. Ein gewaltiger Eisenberg ist der steirische Erzberg bei dem Orte Eisenerz in der grünen Steiermark. Selbst im Mitteländischen Meere liegt solch eisernes Gebirge. Die Felsen der Insel Elba bestehen zu einem erheblichen Teile aus hochhaltigem Eisenerz.

Von Porto Ferrajo kommt man über einen engen Paß nach Rio Marina, wo die Erzlager sind. Da tritt plötzlich ein neuer Farbenton in das Blau des Himmels und das Grün der Landschaft — das Rot des Erzberges. Ein roter Berg steigt am Meeresufer in gewaltigen Etagen an. Und je tiefer der Wagen den steilen Weg hinabklettert, desto mehr wiegt die rote Farbe vor. Auf alle Gegenstände, auf die Häuser des Ortes legt sie sich, ja weithinaus färbt sie die tiefblauen Wogen des Mitteländischen Meeres mit ihrem fatten Rot, gleichsam an darzutun, daß wir hier im Reiche des Erzes sind. Vor Tausenden und Abertausenden von Jahren gruben hier schon die alten Erbauer ihr Erz. Jetzt fördern moderne Maschinen jählich gewaltige Mengen, an langen Stahldrahtseilen eilen die Kippwagen der Schwebebahn mit ihrer metallenen Last zum Meeresstrand, wo das Erz im weiten Rumpf der Schiffe verschwindet. Wie die neuesten Forschungen dargetan haben, gehen die Erzberge tief hinab unter den Meeresspiegel und bieten noch auf Generationen genug Eisen.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

Der Goldfisch von China. Die Chinesen haben viel Sinn für Schönheit, wenn er auch in mancher Hinsicht anders geartet ist als bei den Europäern. Daß ein Gegenstand des Empfindens in diesen Punkt nicht vorhanden ist, lehrt allein die Tatsache, daß der Okzident manches von den Chinesen übernommen hat, was lediglich zur Augenfreude bestimmt ist. Ueberhaupt wird die westliche Kultur den Chinesen in neuester Zeit etwas mehr gerecht und findet auch Anerkennung nicht nur für die stets geschätzten Porzellane und Bronzen, sondern auch für die chinesischen Gemälde. Ein Erzeugnis, das lediglich der Schönheitslaune der Chinesen seinen Ursprung verdankt und längst von den Europäern übernommen worden ist, sind die Goldfische. Das Naturempfinden der Chinesen ist dem unsern im ganzen fremd, aber für die bizarren Formen und Farben der Goldfische hat sich in Europa immerhin mehr Neigung gefunden, als für die Unnatur der chinesischen Zwerggärten, die dagegen in Japan eine begeisterte Nachahmung gefunden haben.

Die Pflege der Goldfische geht sehr weit zurück. Sie werden schon in den Erzählungen von Tausend und einer Nacht erwähnt, was bei den innigen Beziehungen, die von den Arabern damals zu China unterhalten wurden, nicht wunder nehmen kann. Ihre Einführung nach Europa geschah erst viel später. In Frankreich war es die Pompadour, die sich die ersten Goldfische kommen ließ. Damit wurden sie alsbald Mode und verbreiteten sich rasch auch im übrigen Europa. Der Art nach gehört der eigentliche Goldfisch bekanntlich zu den Karauschen und hat von der Wissenschaft den Namen *Carassius auratus* erhalten, aber die Züchter haben später auch aus anderen Fischarten ähnliche Pfleglinge gezogen, so daß die Zahl der Abarten heute außerordentlich groß ist. In der Lat lassen sich fast unendliche Kombinationen durch die Veränderung der Farbe und Körperformen erreichen. Unter diesen sind es der Rumpff, die Flossen und schließlich auch die Augen, die zu eigentümlichen Wandlungen befähigt sind. Es gibt kugelförmige und hucklige Goldfische, ferner solche mit eigenartig vorstehenden Augen, und bei den Flossen hat man von ungeheuren Vergrößerungen bis zum völligen Verschwinden alle Möglichkeiten durchlaufen. Da es nun wieder Bruchflossen, Rindenflossen, Asterflossen und Schwanz-

flossen gibt, die sich sämtlich dem Einfluß der Zucht zugänglich gezeigt haben, so ist es begreiflich, daß hier der Willkür des Menschen die weitesten Grenzen gesteckt waren.

Kein Volk hat sich bis in die neueste Zeit der Zucht der Goldfische mit solcher Hingabe gewidmet, wie die Chinesen und wie ihre Schüler, die Japaner. Wenig mannigfaltig ist die Wahl der Farben gemein. Außer dem eigentlichen Goldton sind schwarz und weiß die bevorzugten Töne. Die Japaner haben den chinesischen Geschmack bei den Goldfischen ähnlich übertragen, wie bei den Ziergärten. So ist insbesondere die vielleicht merkwürdigste Form, der sogenannte Teleskopfisch, japanischen Ursprungs. Er zeichnet sich durch unförmlich vorstehende und riesenhaft vergrößerte Augen aus, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Tubus eines Fernrohrs zu der Benennung Anlaß gegeben haben. Der Körper dieses Goldfisches ist ziemlich kurz und auf der Vorderseite abgeplattet. Bei seiner Zucht spielt die Benutzung eines in fast völliger Dunkelheit gehaltenen Aquariums, das nur durch eine punktförmige Öffnung etwas Licht erhält, die Hauptrolle. Angeblich veranlaßt diese Einrichtung das Hervortreten der Augen, und es ist eine etwas grausame Vorstellung, daß diese Tiere sich buchstäblich die Augen nach dem geringen ihnen bewilligten Licht „aus dem Kopfe sehen“ müssen. Auf die Farbe legt man beim Teleskopfisch keinen Wert, sondern schätzt die schwarzen Exemplare sogar am meisten. Die Chinesen haben dagegen die Verschiedenheit der Farben und ihren Reichtum besonders gepflegt.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzen als Trinkwasserbehälter. In vielen Märchen und Erzählungen, deren Schauplatz die Wüstenländer darstellen, findet sich immer wieder die Geschichte erzählt, daß die Reisenden, wenn sie nahe am Verdursten sind, ihre Kamele schlachten und das Wasser, das sich in dem Magen der Tiere angesammelt hat, trinken. So oft aber auch diese Fabel wiederholt wird, so wenig beruht sie auf Wahrheit. Das ganze Kamel hat schon einen widerwärtigen Geruch; und solcher mit halbverdauten Speiseresten vermischter Magenbrei vollends, muß selbst bei einem fast Verdursteten unüberwindlichen Ekel erregen.

Wahrscheinlich dankt dieses Märchen der außerordentlichen Genußgierigkeit der Kamele im Trinken seinen Ursprung; können doch die Tiere ganz gut, selbst im heißen Sonnenbrand der Wüste, eine, ja sogar zwei Wochen ohne einen erquickenden Trunk auszuhalten. Wenn also diese Geschichte auch auf Irrtum beruht, so gibt es in der Wüste dafür häufig andere natürliche Trinkwasserbehälter in Gestalt von Pflanzen. Vor allem kommen hierfür verschiedene Kakteenarten in Betracht. Vereinzelt an den bei uns vielfach in Töpfen gezogenen sogenannten Feigenkakteen fällt der enorme Saftgehalt der blattartig verbreiteten Stammesglieder auf. In weit höherem Maße ist dieses aber noch der Fall bei den in den Felsenwüsten Mexikos wuchernden sogenannten Sonnenkakteen. Es sind das mächtige, von Stacheln starrte Gewächse von der Gestalt und Größe einer großen Vierteltonne. Die grüne Oberhaut dieser Pflanzen ist lederartig verdidt und fast gänzlich ohne Poren, um die Verdunstung des im Innern aufgeschickerten Wassers möglichst einzuschränken. Außerdem hat die Pflanze unter der Erde ein mächtiges, weit verzweigtes Wurzelgeflecht, das jedes Tröpfchen Wasser in einem Umkreise von sieben Metern und auch entsprechender Tiefe aufsaugt und dem Pflanzenkörper zuführt. Das ganze Innere der Sonnenkakteen besteht fast ausschließlich aus großen, mit kräftigen Wandungen versehenen Wasserzellen. Man hat gefunden, daß ungefähr 94 Proz. des gesamten Gewichtes der Pflanze auf die Feuchtigkeit kommt. So stellt die mit Wasser vollgeladene Pflanze in Wahrheit ein regelrechtes Wasserreservoir dar.

Von dieser in den Pflanzen angesammelten Flüssigkeitsmenge machen nun nicht nur zahlreiche Wüstenere Gebrauche, sondern unter Umständen sogar die Menschen. In der Wüste von Sonora in Mexiko setzt der immer spärliche Regenschall häufig so lange Zeit aus, daß die wenigen vorhandenen Wasserquellen bald alle versiegt sind. Dann nehmen die dort einheimischen Indianerstämme, aber auch die Weißen, ihre Zuflucht zu den Kakteen. Freilich kann man nicht den Saft jeder Kakteenart genießen, da manche von bitterem, Uebelkeit erregenden Stoffen durchsetzt sind. Dagegen ist der Saft der oben geschilderten Sonnenkakteen süß, wohllichmeckend und erfrischend.

Die Eingeborenen bedienen sich eines sehr einfachen Verfahrens, um das Wasser zu gewinnen. Von dem etwa 1 Meter hohen Kaktus wird zunächst mit einem scharfen Schnitt die oberste Schicht abgetrennt, so daß das weiße, saftreiche Innere sichtbar wird. Dann wird mit einer kurzen Holzkeule das ganze Innere des Kaktus fein zerstampft und zerrührt, bis es eine einzige dreieckige Masse bildet. Von diesem Brei nehmen dann die Indianer eine Handvoll nach der anderen heraus, pressen den Saft in das netzförmige Gefäß aus und werfen die Gewebsreste fort. Dann werden die Kakteen zugebedt und nur nach Bedarf das Wasser aus ihnen gelost.

Interessant ist bei den Kakteen die Wechselbeziehung zwischen ihrer Schutzwehr gegen tierische Angriffe und ihrem wässrigen Inhalt. Unser Sonnenkaktus würde ohne seinen fast unüberwindlichen Panzer starrer Dornen bald ausgerottet sein, da zahlreiche Tiere nach seinem Saft Verlangen tragen. Dagegen haben andere Kakteen, deren Saft bitter oder ekelerregend ist, oft nur eine sehr unvollkommene oder gar keine Dornenwehr.